

Insel

Honoré
de Balzac
Tante
Lisbeth

Der Roman *Tante Lisbeth* zählt zu den Meisterwerken Honoré de Balzacs, der nicht zu Unrecht auf Ähnlichkeiten seiner Titelheldin mit Jago und Richard III. hinwies.

Ins Bild kommt die Lebensgeschichte des häßlichen und verschlossenen Bauernmädchens Lisbeth Fischer aus den Vogesen, die von Jugend an zu den härtesten ländlichen Arbeiten gezwungen wird, während ihre hübsche Cousine Adeline verwöhnt wird. Durch eine seltsame Fügung heiratet Adeline den im Kriegsministerium einflußreichen Baron Hulot, gelangt dadurch in die vornehmsten Pariser Kreise und wird ihrem Mann im Hause wie in der Gesellschaft eine vorbildliche Gattin. Doch Adeline vergißt ihre Cousine Lisbeth nicht. Sie läßt sie nach Paris kommen und als »Verwandte« in ihrem herrschaftlichen Hause verkehren. Aus Neid gelobt nun die »Tante Lisbeth« für alle früheren und unsühnbaren neuen Demütigungen erbarmungslose Vergeltung. Sie will allen Hulots heimzahlen, was ihr zeitlebens an Schmach angetan wurde. So wird sie zu einer Heuchlerin und Intrigantin von geradezu genialischer Niederträchtigkeit, der es tatsächlich gelingt, die Familie des moralisch verworfenen Barons Hulot und seiner tugendhaft-frommen Frau in Tod und Verderben zu stürzen, wobei sie jedoch am Ende von der von ihr inszenierten menschlichen Katastrophe mitgerissen wird.

insel taschenbuch 1909
Honoré de Balzac
Tante Lisbeth



Honoré de Balzac

Die Menschliche

Komödie

Die großen Romane und Erzählungen
in zwanzig Bänden

Band 9

Honoré de Balzac

Tante Lisbeth

Roman

Aus dem Französischen
von Arthur Schurig

Insel Verlag

Neu durchgesehen von Erika Wesemann

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1996

insel taschenbuch 1909

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1996

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33609-9

Tante Lisbeth

Es war um Mitte Juli des Jahres 1838. Ein dicker Herr mittlerer Größe in der Uniform eines Hauptmanns der Nationalgarde fuhr in einer der damals unlängst in Paris Mode gewordenen Droschken, die man ›Mylords‹ nannte, durch die Rue de l'Université.

Unter den Parisern, denen man nachsagt, geistreich zu sein, gibt es Männer, die sich in Uniform unsagbar besser gefallen als in ihrer zivilen Kleidung, und diese unterstellen den Frauen einen so schlechten Geschmack, daß sie sich einbilden, jene wären vom Anblick einer Bärenmütze und eines Waffenrocks hingerissen.

Die Miene des Hauptmanns – er war von der zweiten Legion – strahlte vor Selbstzufriedenheit, was seine rote Gesichtsfarbe und seine Pausbacken geradezu leuchten ließ. Angesichts dieses Glorienscheines, einer Eigentümlichkeit reich gewordener Krämer, die sich zur Ruhe gesetzt haben, wußte man sofort, daß man einen der Auserwählten von Paris, zum mindesten einen gewesenen Vizebürgermeister eines Arrondissements vor sich hatte. Auch fehlte das rote Bändchen der Ehrenlegion auf der schneidig-preußisch wirkenden Heldenbrust nicht. In hochmütiger Haltung lehnte der Ordensgeschmückte in der Ecke seines ›Mylords‹ und ließ den Blick über die Leute auf der Straße hingleiten, die solcherart in Paris häufig ein freundliches Lächeln empfangen, das fernen schönen Augen gilt.

Der Wagen hielt zwischen der Rue de Belle-Chasse und der Rue de Bourgogne vor dem Tor eines großen Hauses, das auf einem Teil des Hofes eines alten Gartengrundstücks neu erbaut war. Das alte Gebäude hatte man verschont; bescheiden, wie es aussah, fristete es sein Dasein im Hintergrund des um die Hälfte schmaler gewordenen Hofes.

Schon an der Art und Weise, wie der Hauptmann beim Aussteigen die Hilfe des Kutschers in Anspruch nahm, konnte man den Fünfinger erkennen. Es gibt gewisse Gebärden, deren unverhohlene Schwerfälligkeit genauso indiskret ist wie ein Geburtsschein. Der Hauptmann zog seinen rechten gelben Handschuh wieder an und betrat, ohne dem Portier Beachtung zu schenken, die kleine Freitreppe vor dem Hause mit dem Gebaren des Eigentümers. Die Pariser Portiers haben feine Nasen; es fällt ihnen nicht ein, mit Orden und in Uniform einherstolzierende Leute anzuhalten. Kurz, sie kennen den Reichen.

Das ganze Erdgeschoß des Hauses bewohnte der Baron Hulot d'Ervy. Während der Republik war er Oberkriegskommissar gewesen, dann Generalintendant der Armee; schließlich war er Chef einer der wichtigsten Abteilungen im Kriegsministerium geworden, Staatsrat, Großoffizier der Ehrenlegion und anderes mehr. Dieser Baron Hulot hatte seinem Namen das ›d'Ervy‹ er stammte aus Ervy – eigenmächtig hinzugesetzt, um sich von seinem Bruder zu unterscheiden, dem berühmten General Hulot, ehemaligem Obristen der Kaiserlichen Garderegiment, den Napoleon nach dem Feldzug von 1809 zum Comte* de Pforzheim ernannt hatte. Der ältere Bruder, der Comte, der bei seinem jüngeren Bruder den Vater vertreten mußte, hatte ihn fürsorglich bei der Heeresverwaltung untergebracht. Des Bruders sowie seiner eige-

* Im vorliegenden Text wurden die französischen Anreden und Titel verwendet: Monsieur (Herr, mein Herr), Madame (Frau, meine Dame), Mademoiselle (Fräulein, mein Fräulein), Messieurs (meine Herren), Monsieur le Docteur (Herr Doktor), Monsieur le Directeur (Herr Direktor), Monseigneur (gnädiger Herr), Monsieur le Baron (Herr Baron), Madame la Baronne (Frau Baronin), Madame la Maréchale (Frau Marschallin), Monsieur le Comte (Herr Graf), Comte de (Graf von), Comtesse de (Gräfin von), Madame la Comtesse (Frau Gräfin), Prince de (Fürst von), Duc (Herzog).

nen Verdienste wegen war Baron Hulot Günstling Napoleons geworden und seit 1807, wie gesagt, Generalintendant der Armeen in Spanien.

Nach dem Läuten strich sich der Bürgergardist mit peinlicher Sorgfalt seinen Waffenrock glatt, der sich des birnenförmigen Bauches wegen hinten wie vorn wellenförmig hinaufgeschoben hatte. Kaum hatte ihn der livrierte Diener bemerkt, wurde er auch schon eingelassen. Der gewichtig-wichtige Mann folgte dem Lakaien, der ihn beim Öffnen der Salontür meldete: »Monsieur Crevel!«

Beim Hören dieses Namens, der ins Deutsche übersetzt etwa ›Bäuchling‹ lauten würde, also wunderbar zur äußeren Erscheinung seines Trägers paßte, war es, als treffe die große blonde, noch vorzüglich aussehende Dame, die im Salon saß, ein elektrischer Schlag. Sie fuhr auf. »Hortense, Kindchen, geh mit Tante Lisbeth in den Garten!«

Diese lebhaft gesprochenen Worte galten ihrer Tochter, die nicht weit von ihr saß und stickte. Mademoiselle Hortense Hulot grüßte den Eintretenden anmutig und entfernte sich durch die Glastür; begleitet von einer alten vertrockneten Jungfer, die viel älter aussah als die Baronin, obgleich sie fünf Jahre jünger war.

»Man spricht über deine Verheiratung!« flüsterte Tante Lisbeth ihrer jungen Verwandten ins Ohr, anscheinend durchaus nicht gekränkt von der Art, wie die Baronin beide hinausgeschickt hatte, wobei sie nur nebenbei erwähnt worden war. Aber schon die Kleidung der ›Tante Lisbeth‹ erklärte diese Nichtachtung. Das altjüngferliche Mädchen trug ein rotbraunes Wollkleid von altmodischem Schnitt und Ausputz, eine gestickte Halskrause, die drei Francs gekostet haben mochte, und einen Strohhut, mit blauen strohgeränderten Atlasschleifen besetzt, wie ihn die Marktweiber tragen. Ihre grobledernen Schuhe, deren Form auf den gewöhnlichsten Schuster schließen ließ, hätten keinen Fremden auf den Einfall gebracht, in dieser Tante Lisbeth eine Verwandte

des Hauses zu erblicken. Sie sah ganz und gar aus wie eine Nähmamsell auf Tagelohn. Trotzdem verließ die alte Jungfer das Zimmer nicht, ohne dem dicken Crevel leichthin einen zärtlichen Gruß zukommen zu lassen, der mit verständnisvollem Nicken erwidert wurde.

»Sie kommen doch morgen, nicht wahr, Mademoiselle Fischer?« – »Wird sonst noch jemand dasein?« fragte Tante Lisbeth. »Meine Kinder und Sie, weiter niemand«, entgegnete der Besucher. »Gut«, antwortete sie, »dann rechnen Sie auf mich!«

»Gehorsamst zur Stelle, Madame!« begann der Hauptmann der Bürgerwehr, indem er sich nochmals vor der Baronin Hulot verbeugte und ihr einen Blick zuwarf wie irgendein Provinzschauspieler in Poitiers oder Coutances als Tartuffe seiner Elmire, wenn er glaubt, den Charakter dieser Rolle besonders hervorheben zu müssen.

»Wenn Sie mir dorthin folgen wollen, Monsieur Crevel, werden wir die Angelegenheit besser besprechen können als hier im Salon«, sagte Madame Hulot, indem sie nach dem benachbarten Raum wies, dem Spielzimmer.

Dieser Raum war nur durch eine dünne Wand vom Damenzimmer getrennt, dessen Fenster nach dem Garten hinausging. Die Baronin ließ Crevel einen Augenblick allein. Es schien ihr angebracht, im Damenzimmer Tür und Fenster zu schließen, damit dort niemand horchen könne. Aus gleicher Vorsicht schloß sie die Glastür im großen Salon, wobei sie ihrer Tochter und der Tante zuwinkte, die sie in einer verwilderten Laube im Garten sitzen sah. Die Tür zwischen Salon und Spielzimmer ließ sie offen, um zu hören, wenn jemand den Salon betrat.

Wie die Baronin unbeobachtet so hin und her ging, spiegelten sich alle ihre Gedanken in ihren Mienen. Wer sie beobachtet hätte, wäre vor ihrer Erregtheit erschrocken. Als sie jedoch wieder in der Tür des Spielzimmers erschien, hüllte sich ihr Gesicht in jene undurchdringliche Selbstbeherrschung, über

die alle Frauen, selbst die offenerzigsten, wie auf Befehl verfügen.

Während dieser zum mindesten sonderbaren Vorbereitungen musterte Crevel die Einrichtung des kleinen Salons, in dem er sich befand. Er besah sich die seidnen Vorhänge, die, einstmals rot, unter dem Einfluß des Sonnenlichts violett und durch langen Gebrauch in den Falten fadenscheinig geworden waren. Die Farben des Teppichs waren verschossen, die Vergoldung der Möbel blind, der Atlas der Bezüge fleckig und an den Kanten durchgescheuert. Geringschätzung, Zufriedenheit und Hoffnung offenbarten sich bei dieser Besichtigung unverstellt nacheinander in dem gewöhnlichen Gesicht des emporgekommenen Kaufmanns. Er war gerade dabei, sich im Spiegel über einer alten Standuhr im Empirestil zu betrachten und sich genau zu mustern, als das Rascheln seidner Röcke die Rückkehr der Baronin verkündete. Alsbald nahm Crevel wieder Haltung an.

Madame Hulot ließ sich auf einem kleinen Sofa nieder, das vor dreißig Jahren zweifellos wunderschön gewesen sein mußte. Mit der Geste, sich zu setzen, bot sie Crevel einen Stuhl an, dessen Armlehnen in Sphinxköpfe ausliefen; die Bronzierung daran war stellenweise abgeblättert, und das Holz schimmerte durch.

»Ihre Vorsichtsmaßregeln, Madame, könnten das beste Vorzeichen sein für einen ...« – »Für einen Verliebten!« vervollständigte die Baronin, indem sie den Bürgergardisten unterbrach.

»Das Wort besagt zuwenig!« beteuerte dieser, wobei er seine rechte Hand aufs Herz drückte und die Augen rollte. Wohl jede Frau, die diese Mimik kalten Sinnes zu sehen bekommt, lacht. »Verliebt? Verliebt!« fuhr Crevel fort. »Sagen Sie: Verzaubert!« – »Hören Sie, Monsieur Crevel«, sagte die Baronin, zu ernst, um lachen zu können. »Sie sind fünfzig Jahre alt, folglich zehn Jahre jünger als mein Mann. Ich weiß das wohl. Aber wenn eine Frau in meinen Jahren noch Tor-

heiten begeht, so muß sich dies rechtfertigen durch Jugend oder Schönheit oder Berühmtheit oder Verdienste oder durch irgendeine Aureole, in deren Glanz und Sonne man alles, sogar seine Jahre vergißt. Wenn Sie fünfzigtausend Francs Jahreseinkommen haben, so macht dieses Vermögen Ihr Alter wett. Im übrigen aber besitzen Sie nichts von dem, was eine Frau begehrt.« – »Und meine Liebe?« fragte der Bürgergardist, indem er aufstand und sich der Baronin näherte. »Meine Liebe, die ...« – »Nein, nein, Monsieur Crevel, das ist eine beharrliche Einbildung von Ihnen!« unterbrach sie ihn, um dem lächerlichen Auftritt Einhalt zu tun. »Jawohl, ganz recht: beharrliche Liebe!« rief er aus; »und mehr noch: auch berechnete ...« – »Berechnigt?« fuhr die Baronin auf. Ihre Entrüstung, ihr Stolz, ihre Verachtung verliehen ihr etwas Großartiges. »Wenn es in diesem Tone weitergehen soll, werden wir niemals zu Ende gelangen. Ich habe Sie nicht hergebeten, damit wir über Dinge reden, die trotz der Verbindung unsrer beiden Familien zu vermeiden sind ...« – »Ich dachte ...« – »Nochmals«, fuhr sie fort, »Monsieur, erkennen Sie denn nicht aus der freimütigen und offenen Art, mit der ich mich mit Ihnen über Liebe und Liebhaber unterhalte, über die gefährlichsten Themen, die es für Frauen gibt, erkennen Sie daran nicht, daß ich mich in meiner Ehrbarkeit ganz und gar sicher fühle? Ich fürchte nichts; nicht einmal den Verlust meines guten Rufes, indem ich mich zusammen mit Ihnen einsperre! Benehme ich mich wie ein schwaches Weib? Sie wissen doch wohl, warum ich Sie hergebeten habe?« – »Nein, Madame«, gab Crevel zur Antwort, indem er ein gleichgültiges Gesicht zog. Er biß sich auf die Lippen und saß steif da. Die Baronin betrachtete ihn. »So! Um das für beide Teile peinliche Gespräch abzukürzen, will ich mich kurz fassen.«

Crevel machte eine ironische Verbeugung, an der ein Fachmann das verbindliche Getue eines ehemaligen Handlungsreisenden erkannt hätte.

»Unser Sohn ist der Mann Ihrer Tochter ...« begann die

Baronin. »Ich wollte, das wäre rückgängig zu machen! ...« seufzte Crevel. »Diese Ehe würde ein zweites Mal nicht zustande kommen«, fuhr Madame Hulot lebhaft fort, »das ist mir völlig klar. Trotzdem brauchen Sie sich nicht zu beklagen. Mein Sohn ist einer der ersten Pariser Rechtsanwälte, dazu seit einem Jahre Abgeordneter. Sein erstes Auftreten in der Kammer war glänzend genug, um hoffen zu können, daß er in nicht zu langer Zeit einmal Minister werden wird. Victorin ist beim Einbringen wichtiger Gesetze zweimal zum Referenten gewählt worden. Wenn er wollte, könnte er bereits Generalanwalt am Kassationshof sein. Da Sie mir dennoch zu verstehen geben, Sie hätten einen Schwiegersohn ohne Vermögen ...« – »Einen Schwiegersohn«, unterbrach Crevel sie, »den ich unterhalten muß, das scheint mir ungleich schlimmer, Madame. Von der halben Million, die meine Tochter als Mitgift bekommen hat, sind zweimal hunderttausend Francs Gott weiß wohin! Die Schulden Ihres Sohnes sind davon bezahlt worden, die Prachteinrichtung seines Hauses, eines Hauses, das eine halbe Million wert ist, aber keine fünfzehntausend Francs bringt, weil er den schönsten Teil darin selber bewohnt, ungeachtet der zweihundertsechzigtausend Francs Hypotheken, die darauf lasten. Der Mietertrag deckt knapp die Hypothekenzinsen. In diesem Jahr gebe ich meiner Tochter so an die zwanzigtausend Francs, damit sie wenigstens auskommen kann. Mein Schwiegersohn, der wirklich seine dreißigtausend Francs im Jahre verdienen könnte, vernachlässigt seine Tätigkeit an den Gerichtshöfen zugunsten seiner Beschäftigung als Abgeordneter ...«

»Monsieur Crevel, wir halten uns immer noch bei der Vorrede auf und kommen so nicht zur Sache. Machen wir Schluß damit! Wenn mein Sohn Minister wird, werden Sie durch ihn Offizier der Ehrenlegion und Ratsmitglied der Pariser Präfektur. Als ehemaliger Parfümerienhändler können Sie sich also wirklich nicht beklagen!«

»Darauf läuft's also hinaus, Madame! Ich bin ein Krämer,

Tütendreher, Verkäufer von Hautsalbe, Kopfwasser und Haaröl. Muß mich hochgeehrt fühlen, daß ich meine einzige Tochter an den Sohn des Monsieur le Baron Hulot d'Ervy verheiratet habe, daß sie Baronin wird. Aber leben wir denn in der Zeit der Régence oder unter Ludwig XV. Rokokofaxen! Schön! Ich liebe Célestine, wie man seine einzige Tochter eben liebt. Ich liebe sie dermaßen, daß ich ihr zuliebe, um ihr keine Geschwister in die Welt zu setzen, all die Unannehmlichkeiten, in Paris Witwer zu sein, auf mich geladen habe, und das in meinen besten Jahren, Madame! Aber glauben Sie mir: Trotz dieser sinnlosen Liebe zu meiner Tochter werde ich mein Vermögen nicht für Ihren Sohn verpulvern. Sein Aufwand scheint mir, dem ehemaligen Geschäftsmann, einer sauberen Rechnung zu entbehren. «

»Monsieur Crevel, wir haben gerade jetzt im Handelsministerium einen ehemaligen Parfümerienhändler aus der Rue des Lombards: Monsieur Popinot... «

»Mein Freund Popinot! « rief Crevel aus. »Madame, ich, Célestin Crevel, ich war doch einmal erster Kommiß beim alten César Birotteau. Von besagtem Birotteau, Popinots Schwiegervater, habe ich mein Geschäft gekauft. Popinot war damals auch bloß einfacher Verkäufer bei dieser Firma. Er selber erinnert mich immer wieder an all das, denn eingebildet ist er nicht – das muß man ihm lassen! –, das heißt wohlhabenden Leuten gegenüber, Leuten, die ihre sechzigtausend Francs im Jahre zu verzehren haben... «

»Sehen Sie, Monsieur, jene Anschauungen, die Sie soeben mit dem Wort Régence charakterisiert haben, haben nichts gemein mit einer Zeit, wo man die Menschen nach ihrem persönlichen Wert schätzt. Und das haben Sie doch getan, als Sie Ihre Tochter meinem Sohn zur Frau gaben... « – »Ach, Sie wissen nicht, wie diese Heirat zustande gekommen ist? « unterbrach Crevel sie heftig. »Dies verdammte Junggesellenleben! Ohne meine Weibergeschichten wäre meine Célestine heute die Vicomtesse Popinot! «

»Ich sage Ihnen zum letzten Male, machen wir uns keine gegenseitigen Vorwürfe in Dingen, die nun einmal geschehen sind!« sagte die Baronin festen Tones. »Reden wir über die bedauerliche Tatsache Ihres sonderbaren Verhaltens. Meine Tochter Hortense hätte sich verheiraten können. Das hing lediglich von Ihnen ab. Ich habe Ihnen Edelmut zugetraut, ich habe geglaubt, sie würden eine Frau in Frieden lassen, deren Herz ihrem Gatten immerzu treu geblieben ist. Ich habe geglaubt, Sie würden einsehen, daß es eine Unmöglichkeit für mich ist, jemanden zu empfangen, der imstande ist, mich zu kompromittieren. Und ich habe geglaubt, Sie würden es sich auf das eifrigste angelegen sein lassen, die Verbindung Hortenses mit dem Regierungsrat Lebas zu fördern – der Familie zu Ehren, mit der auch Sie verwandt sind. Nichts von alledem, Monsieur! Sie haben diese Heirat hintertrieben!«

»Madame«, gab der ehemalige Parfümerienhändler zur Antwort, »ich habe durchaus ehrlich gehandelt. Man hat sich bei mir erkundigt, ob die zweihunderttausend Francs, die Mademoiselle Hortense mitbekommen soll, bar vorhanden seien. Meine Antwort hat wörtlich wie folgt gelautet: ›Ich kann nicht dafür bürgen. Mein Schwiegersohn, dem die gleiche Summe bei seiner Verheiratung zur Verfügung stehen sollte, war verschuldet, und ich glaube, wenn Monsieur Hulot d’Ervy morgen stürbe, wäre seine Witwe mittellos.‹ Das war meine Auskunft, Verehrteste!« Die Baronin sah Crevel scharf an. »Hätte Ihre Auskunft ebenso gelautet, wenn ich Ihnen zuliebe pflichtvergessen wäre? ...« – »Dann hätte ich kein Recht gehabt, so zu reden, teure Adeline«, rief der sonderbare Verliebte, indem er der Baronin ins Wort fiel, »die Mitgift würde Ihnen aus meiner Briefftasche zur Verfügung gestanden haben.«

Wie zum Beweis seiner Worte sank der dicke Crevel vor Madame Hulot auf die Knie und küßte ihr die Hand. Seine Rede hatte sie in wortlose Angst versetzt. Er bemerkte die Wirkung, hielt dies aber für Unschlüssigkeit.

»Ich soll das Glück meiner Tochter erkaufen um den Preis...? Nein, Monsieur! Stehen Sie auf, oder ich alarmiere das Haus!«

Der ehemalige Kaufmann erhob sich wieder, was ihm nicht leichtfiel. Seine Unbeholfenheit versetzte ihn in Wut. Er nahm seine ›Attitüde‹ an. Fast alle Männer haben eine Vorliebe für eine bestimmte Haltung, wobei sie sich einbilden, sie präsentierten damit all ihre Vorzüge gleichsam auf einem Tablett. Diese Attitüde bestand bei Crevel darin, daß er die Arme verschränkte wie Napoleon, den Kopf leicht zur Seite drehte und den Blick zum Horizont richtete. So hatte er sich auch einmal malen lassen. Mit gut gespielmtem Zorn rief er aus: »Einem Roué treu bleiben ...«

»Einem angetrauten Ehemann, Monsieur«, unterbrach ihn die Baronin, »einem Mann, der es wert ist!«

Sie wollte nicht hören, was Crevel im nächsten Augenblick gesagt hätte.

»Gut, Madame!« begann Crevel von neuem. »Sie haben mir geschrieben, ich solle kommen. Sie wollen die Gründe meines Verhaltens wissen. Sie reizen mich bis aufs Blut mit Ihrer Unnahbarkeit, Ihrer Geringschätzung, Ihrem Hohn! Bin ich denn ein Scheusal? Ich sage es Ihnen nochmals: Glauben Sie mir, ich habe ein Recht dazu, Ihnen ... einen Antrag zu machen ... weil ... Nein, nein! Ich liebe Sie, und darum will ich schweigen.«

»Sprechen Sie sich aus, Monsieur. Ich werde in ein paar Tagen achtundvierzig Jahre alt. Ich bin nicht prude. Ich kann alles hören.«

»Gut! Schwören Sie mir bei Ihrer Frauenehre, bei Ihrer Frauenehre, die mein Unglück ist! Schwören Sie mir, mich nie zu verraten, niemandem zu sagen, daß ich Ihnen dieses Geheimnis anvertraut habe!«

»Wenn es sein muß, so schwöre ich Ihnen, niemandem zu sagen, selbst meinem Mann nicht, von wem ich das Unerhörte erfahren habe, das Sie mir anvertrauen werden!«

»Ich glaube es Ihnen, denn es handelt sich lediglich um Sie und um ihn.« Madame Hulot wurde blaß.

»Ja, wenn Sie Ihren Mann noch lieben, dürfte es Ihnen schmerzlich sein! Soll ich also lieber nichts sagen?« – »Sprechen Sie, Monsieur! Handelt es sich doch darum, wie Sie sagen, den merkwürdigen Antrag zu rechtfertigen, den Sie mir gemacht haben, – die Beharrlichkeit, mit der Sie eine Frau meines Alters verfolgen, die ihre Tochter verheiraten und dann in Frieden sterben möchte!« – »Sie sind eine unglückliche Frau, Madame!« – »Ich, Monsieur?« – »Ja, schönes, edles Wesen, du hast nur allzuviel zu leiden ...« – »Monsieur! Schweigen Sie! Gehen Sie, oder reden Sie in anständiger Weise!« – »Wissen Sie, Madame, wie Ihr Mann und ich miteinander bekannt geworden sind? ... Bei unseren Mätressen, Madame.« – »Monsieur!« – »Bei unseren Mätressen«, wiederholte Crevel in melodramatischem Ton. Dabei gab er seine Attitüde auf, indem er mit der rechten Hand eine betuernde Geste machte.

»Und?« fragte die Baronin kühl.

Crevel war verblüfft. Verführer mit kleinen Motiven verstehen die großen Seelen nie.

»Was mich anbelangt, der ich seit fünf Jahren Witwer bin«, fuhr er fort, indem er redete, als erzähle er eine Geschichte, »so wollte ich mich nicht wieder verheiraten, im Interesse meiner Tochter, die ich vergöttere. Auch wollte ich in meinem Haus mein freier Herr bleiben. Ich hätte ja aus meinem Kontor ein sehr hübsches Frauenzimmer haben können. Aber nein, ich hielt mir, wie man zu sagen pflegt, ein kleines Mädchen aus, eine Fünfzehnjährige, ein wunderschönes Ding. Ich gestehe, ich war in sie verliebt bis über beide Ohren. Infolgedessen ließ ich aus meiner Heimat eine Tante von mir kommen, die Schwester meiner Mutter; die mußte mit diesem entzückenden Geschöpf zusammen wohnen und achtgeben, damit es möglichst brav bliebe in dieser – wie soll ich sagen? – heiklen ... illegitimen Situation. Die Kleine war sichtlich

musikalisch. Ich ließ sie unterrichten und ausbilden. Eine Beschäftigung mußte sie doch sowieso haben. Dabei wollte ich gleichzeitig ihr Vater, ihr Wohltäter und, offen gesagt, ihr Liebhaber sein. Ich wollte gleichsam zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: ein gutes Werk tun und mir eine treue Freundin erwerben. Fünf Jahre war ich glücklich! Die Kleine hatte eine Stimme, wie geschaffen für das Theater. Wie soll ich mich ausdrücken? Sie singt wie ein weiblicher Duprez. Sie hat mich jährlich zweitausend Francs gekostet, das heißt lediglich ihre musikalische Ausbildung. Sie hat mich zum Musiknarren gemacht. Ich habe für mich und meine Tochter eine Loge in der Italienischen Oper abonniert. Abwechselnd benutze ich sie mit Célestine oder mit Josépha ...«

»Der berühmten Sängerin?«

»Jawohl, Madame«, gab Crevel selbstbewußt zur Antwort. »Diese vielgenannte Josépha hat mir alles zu verdanken! Als sie ein kleines Ding von zwanzig Jahren war, anno 1834, da bildete ich mir ein, sie würde nie von mir lassen. Ich tat ihr alles zu Gefallen. Sie sollte sich auch ein wenig amüsieren, und da gestattete ich ihr den Verkehr mit einer hübschen jungen Schauspielerin, Jenny Cadine, einer Art Schicksalsgefährtin von ihr. Auch sie hatte alles einem Gönner zu verdanken, der sie auf Händen trug. Dieser Gönner war der Baron Hulot ...«

»Das ist mir bekannt, Monsieur«, unterbrach ihn die Baronin ruhigen Tones und ohne die geringste Erregung.

»So?« rief Crevel aus. Seine Verwunderung fand keine Grenzen. »Was? Sie wissen, daß Ihr Mann, dieser unglaubliche Mensch, die Jenny Cadine seit ihrem dreizehnten Jahre unterhält?«

»Ja, Monsieur, weiter!« sagte die Baronin.

Der ehemalige Geschäftsmann fuhr fort: »Als Jenny Cadine zwanzig Jahre alt war – so alt wie Josépha –, als sich die beiden kennenlernten, da hatte der Baron die Rolle Ludwigs XV. bei Mademoiselle de Romans bereits acht Jahre ge-